

lichen Philosophie mit dem Verfasser (wenn auch nur geschichtlich) die »Auseinandersetzung des christlichen Glaubens mit der gerade herrschenden Zeitphilosophie« sieht, kann das tun. Er verzichtet aber dann wohl auf einen Wesensbestandteil der Philosophie, die eben in dem freien, nur durch die natürlichen Tatsachen und Lebensgesetze umzeichneten Aufbruch des Geistes zu sich selbst besteht. Es ist eben gerade die Frage, ob das »Christliche« in das innere Gefüge einer Philosophie als Konstitutivum einzugehen vermag, und ob man durch eine solche Stellungnahme nicht die Einheit des geistigen Aufbruches, die oft die letzte Einheit der Menschen bleibt, die eine Zeit gemeinam zu meistern haben, zu früh aufgehoben wird. Sachlich geht der Verfasser ja auch weithin den andern Weg der ehrlichen, sachgerechten Tatsachendeutung. A. Delp S. J.

Das Abenteuer des Geistes. Von Hermann Glockner. 80 (VIII u. 376 S.) Stuttgart 1938, Fr. Frommann. M 8.80, geb. M 10.80.

Man ist es nahezu gewohnt, daß dem Geist allerlei Titel verliehen werden, die ihn in Mißkredit bringen sollen, ja daß er selbst zum »Widerfacher des Lebens« erklärt wird. Mit ähnlichen Erinnerungen greift man wohl zu dem Buch, das vom »Abenteuer des Geistes« berichten will. Um es vorwegzunehmen: unter dieser Hinsicht ist das Buch eine angenehme Enttäuschung. Es bedeutet keine Schmähung des Geistes, sondern ist geschrieben zu seiner Anerkennung und seiner Größe, und das Wort vom Abenteuer will nur besagen, daß der Menschengeist das Wagnis seiner selbst zu unternehmen hat, daß er herausgehen muß aus allem Behutsamen und Überkommenen, um in schöpferischer Freiheit die höhere Bindung am Unbedingten, Absoluten zu finden und so sich zu vollenden.

In Wirklichkeit ist dieses Buch eine im befruchtenden Schatten des deutschen Idealismus und der deutschen Klassik und doch in selbständiger Begegnung mit dem Lebensgefühl dieser Zeit geschriebene Anthropologie. Seine Ausführungen gliedern sich in vier Abschnitte: Der Geist fragt zuerst nach seinem eigenen Wesen, sieht sich aus der Geborgenheit des »Natürlichen« hinausverwiesen in das »Übermaß«, in die Suche nach dem Letztgültigen, immer neu zu Schaffenden. Der zweite Abschnitt behandelt Art und Gesetz der fragenden Person,

fragt also nach der Persönlichkeit des Philosophen, dessen Leistung nicht in der Überbetonung einer der menschlichen Handlungsmöglichkeiten bestehen darf, sondern im fruchtbaren Zusammen von theoretischem Durchblick, leiblich=bedingter Schau und individuell=gebundener Liebe. Nur im Zusammen dieser drei ist der Vorstoß ins Unbedingte möglich. Der dritte Abschnitt untersucht die konkrete wagende Handlung des Fragenden: die Paradoxien des Sittlichen. Eine von viel geschichtlichem Wissen zeugende Durchmusterung der ethischen Systeme findet schließlich als Höhepunkt das auf einer Art von Selbstbewußtsein und sittlichem Instinkt aufruhende »fraglose Ethos« stark kantischer Prägung. Der Schlußabschnitt befaßt sich mit dem »Ziel« des Wagnisses: dem Glück, das weniger in einem Lohn, einem Erfolg, einer Handlung gesehen wird als in einem Zustand der Harmonie, der Erfüllung, den das Schicksal gibt.

Das Ganze ist ein trotz aller spürbaren Bindungen eigenwillig und selbständig geschriebenes Werk, in dem das schicksalhaft aufgegebene Wagnis des Lebens tiefer gesehen wird, als dies heute gemeinhin geschieht. Die Sprache ist frisch und klingend und macht sich manchmal, vom eigenen Klang berauscht, unnötig breit. Schade ist, daß eben das Leben rein in seiner Faktizität gesehen und nur aus einer Art vitaler Phänomenologie gedeutet wird. Die Fragen nach einer persönlichen Unsterblichkeit, einem persönlichen Gott werden kaum oder nur sehr verhehelt gestellt. Es bleibt doch sehr viel historischer Relativismus. So ist es fast notwendig, daß das Grundfaktum Religion sehr ungenügend in den Blick kommt, und daß dort, wo das Wagnis und das Abenteuer erst seinen echten Auftrag bekäme, sein Ende proklamiert wird. Das Christentum selbst scheint überhaupt nur durch Schopenhauer und Nietzsche bekannt zu sein. Die bezüglichen Ausführungen verraten keinerlei ursprüngliche Begegnung mit ihm und keine Kenntnis der ursprünglichen Quellen. A. Delp S. J.

Naturphilosophie

Ursprung und Aufbau des lebedigen Kosmos. Von Hedwig Conrad-Martius. kl. 80 (370 S.) Salzburg 1938, O. Müller. Geb. M 5.80

Dieses Buch hat seine Siegel. Es will zu den Baugründen führen, auf denen die

lebendige Natur aufrucht, will die metaphysischen Schranken schöpferischer Selbstentwicklung aufzeigen. Also auch ein Ignoramus, aber nur als Durchgangsstufe. Man spürt Morgenluft in dieser Darstellung, wenn etwa ein so philiströser Satz wie »Entia non sunt multiplicanda sine ratione« frischfrei ins Gegenteil gestellt wird. Die Zielfestlegung des Ganzen ist nicht kleinlich, ist des Schweißes der Naturphilosophen wert: »die unberechtigten Abfolutierungen verschiedener biologischer Richtungen klarzustellen und die Scheu vor metaphysischen letzten Antworten« kühn zu bannen. Der Weg ist weder experimentell noch rein theoretisch, er wird in der Auswägung und Auswertung der Gedanken und Ergebnisse führender Biologen und Philosophen gesucht, die sehr ausgiebig mit ihren eigenen Worten herangezogen werden. Diese Gewissenhaftigkeit im Zitieren unterbricht naturgemäß den Gedankengang der Verfasserin immer wieder. So wird die Lektüre des Buches nicht gerade leicht gemacht, aber es enthält eben viel und zeigt auch dem Eingeweihten die Sache immer wieder von einer neuen Seite, wenn Kant, Humboldt, v. Baer, Agassiz, Snell, Beurlen, Dacqué, André, Woltereck etc. etc. über grundlegende Fragen zu Worte kommen. Eine gewisse Bevorzugung der Paläontologen und deshalb eine Neigung zu Lamarckschen Anschauungen ist unverkennbar. Man erwarte hier nicht eine Wiedergabe des sehr reichen Inhalts oder eine Kritik seiner einzelnen Aufstellungen. Viel Wert wird auf den Nachweis gelegt, daß im Bereich der Systematik die niederen Glieder (Rasse, Art, Gattung) sich von der Familie und den höheren Kategorien durchaus und grundföhllich unterscheiden. Ich habe die Wucht der Beweise nicht zwingend empfunden. Vielleicht wird die Durchschlagskraft der Argumente dadurch beeinträchtigt, daß zu weit ausgeholt wird. Aber man erföhrt in den vielen Seiten zwischen hinein sehr viel Neues und Wissenswertes, manchmal auch verstaubtes Wissenswertes. Es liegt am Stoff, daß die Darbietung erschwert erscheint. Aber diese Art hat auch ihre bedenkliche Seite. Nehmen wir einen bestimmten Fall. Es ist auf Seite 312 davon die Rede, daß Vögel und Reptilien immer noch nicht durch irgend eine eindeutige Übergangsform zusammenschließbar sind. Das Beispiel ist dort am Platze, da von den phyletischen Parallelreihen oder Stamm-

garben gehandelt wird. »Der „Urvogel“, dessen zwei aufgefundenen fossile Formen seinerzeit so großes Aufsehen machten, erscheint zwar zunächst als eigentümliches Gemisch zwischen Reptil und Vogel, besitzt jedoch ganz ausgesprochen den anatomischen Grundaufbau des Reptils; es gibt ja viele vogelhaft umgebildete Saurierarten in jener Zeit. Das Merkwürdige waren jedoch die Federn dieses „Flugsauriers“. Hier schien man den Übergangstypus handgreiflich vor Augen zu haben. Aber es hat sich natürlich wie überall herausgestellt, daß diese Mischnatur ein auf dem Grunde der primären reptilhaften Organisation ausgeföhrter Spezialisationshabitus ist, der unmöglich als Leben der Vögel angesprochen werden kann.« Es wird noch erzählt, daß nach Kleinschmidt die beiden Exemplare systematisch zu trennen sind. »Es gab also mehr als einen Urvogel.« Diese Sätze erscheinen zunächst einwandfrei und bestätigen die »Stammgarbenregel«. Bedenklich ist das Imperfekt: man schien den Übergangstypus vor Augen zu haben, ebenso der bestimmte Artikel: den Übergangstypus, und seine Gleichsetzung mit dem Leben der Vögel, dann die Verallgemeinerung: »wie überall«. Das nüchterne Resultat der von der Verf. gebotenen Gedanken ist doch: Der oder die Archäopteryx stehen systematisch zwischen Reptilien und Vögeln, haben von beiden etwas. Ihr systematischer Anschluß an bestimmte Reptilien und Vogelgruppen ist noch unklar, eventuell stellen sie eine Sonderreihe dar.

Die Verfasserin verspricht dann die Frage nach der Habitusänderung noch im 18. Kap. zu streifen. Ich finde die Urvogelfrage im 19. Kap. S. 344 wieder aufgegriffen, wo im Anschluß an Dacqué betont wird, daß in jener Zeit das Vogelhafte in der Luft lag, ehe der wirkliche, der echte Vogel erschien.

Das gehört in den Rahmen einer bestimmten Ansicht von einer Eigenordnung der Natur, die in einer gewissen Ontogenese zur Verwirklichung ihrer Potenzen drängt und in einer Gesamtharmonie der belebten und unbelebten Natur ausklingt. Es ist hier nicht der Ort, solche Gedankengänge kritisch zu mustern, sondern die Entschlossenheit und Aufgeschlossenheit zu bewundern, mit der die Verfasserin alle diese Fragen ins Blickfeld der heutigen Naturphilosophie stellt.

Fr. Hefelhaus S. J.